

(Nachdruck verboten.)

16)

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Fünzig Dollar an Bord der Perle!“ rief Nejer; „erst nach Bahia . . . binde mich nicht länger!“

„Tausend Donner . . . ich gehe mit!“

Die Sache ward abgemacht, während sie zur Barkasse hinabschritten.

Diese war mit neugeworbener Mannschaft angefüllt, — wunderliche Gesichter von aller Welt her. Auf dem Boden des Bootes sah man die Köpfe von einigen total betrunkenen dunklen Gästen in roten Hemden. . . .

„Stoßt ab!“ erscholl es.

Sie waren alle lustig und sangen um die Wette, bis sie an der Schiffsseite waren, und das dauerte einige Zeit, da die „Perle“ ein Stück weit draußen verhaft war.

Auf dem Deck fanden sie aber einen ganz unerwarteten Empfang, indem sie ohne jedwede weitere Erklärung an die Packarbeit kommandiert wurden. Schwere Säcke und Kisten standen rings umher; es war eine ganze Schichte der Last wieder umzuladen; es sah aus, als sei die Arbeit plötzlich verlassen worden.

Das war eine ganz ehrlose Ueberrumpelung, — ganz gegen allen amerikanischen Brauch, wo alles klar zum Untertanen sein muß, wenn die Kräfte heuerten an Bord kommen, so daß sie von aller Packträgererei verschont bleiben. Hier schien es aber gar nicht, als sei das Schiff segelfähig; auch war es kaum mehr als halb bemannt.

Die Enttäuschung und Erbitterung war unbeschreiblich. Alle waren sie gekommen, angelockt von den herrlichsten Versprechungen, und nun, nur einen Moment später, standen sie einer Reihe brutaler Offiziere gegenüber, die an Zahl ihnen nahezu gleich war und sie mit Revolvern und schweren Stöcken an die Arbeit trieben. . . .

Einen Augenblick herrschte das Stillschweigen der Ueber- raschung. Im nächsten stürzten sie alle zum Matrosenruf hin und verschanzten sich darin wie in einer Festung.

Im Kampfe, der sich nun entwickelte, gelang es den Offizieren, einzubrechen und ein paar der Vordersten aufs Deck herauszuziehen. Zwei andre, die verfolgt wurden, flüchteten sich hinauf aufs Scheitelt. Der Widerstand wurde mittlerweile so kräftig, daß man vorläufig den Ansturm auf das Deck einstellte, — aber nur, um draußen auf dem Deck die beiden armen Ergrienen so grausam und jammervoll zu prügeln, daß es einen Stein rühren konnte.

Das hatte auch die beabsichtigte Wirkung: — die Matrosen kamen heraus, einer nach dem andern, mit gebeugten Häuptern und unterwarfen sich ohne weiteres der Arbeit.

In der Nacht wurden sie wieder ins Volkslogis gesperrt, um sich zu versichern, daß sie nicht durchgingen, ehe man die Anker lichtete.

Es war drinnen dunkel und noch schwül und heiß von der Sonnenhitze des Tages.

Alle — mit Ausnahme der Betrunkenen — waren einig darin, daß sie fort wollten, was es auch kosten möge.

Man überlegte in der Stille, man untersuchte und be- fühlte Planken und Lützen und jede Möglichkeit, einen Weg hinaus zu finden; es galt, sogleich zu handeln!

Man schnitt ein Loch in die Wand, und um halb zwei in der Nacht schlüpfte man, einer nach dem andern, in den Raum, wo der Zimmermann seine Gerätschaften hatte, und von hier auf das stockfinstere Deck.

Einer schlich in den Strümpfen nach rückwärts, wo man einen großen, bissigen Hund bemerkt hatte, und spaltete ihm den Kopf, ohne daß das Tier einen Laut von sich geben konnte.

Drei Personen wurden als Wache vor den Bootsmann hingestellt, welcher schlief und sich in dieser Bezweiflungs- stunde einem unglücklichen Schicksal ausgesetzt hätte, wenn er zufällig erwacht wäre.

Zu ihrem Entsetzen fanden sie alle Boote ausgezogen und besetzt. Die Offiziere hatten jede Flucht unmöglich gemacht. Plötzlich erinnerte sich einer der Matrosen, daß

er im Kielwasser eine kleine Brahme an einer Fangleine be- merkt habe; — jedoch wie rückwärts aufs Deck kommen?

Da versiel der Göttheborger darauf, durch die Klüfte an der Ankerkette hinab zu gehen und sich im Dunkel von der starken Strömung an der Schiffsseite entlang so weit treiben zu lassen, bis er die Brahme erfassen könne. Das gelang mit Mühe und Not.

Nun zeigte es sich aber, daß die Fangleine, welche die Brahme festhielt, eine Eisenkette war; jeder Weg schien ver- sperrt!

Wieder drei Mann schwebten in der stummen Finster- nis achterwärts, um die Kette aufzuzwickeln.

Endlich, mit mauseisprecherlicher Vorsicht, hatten sie die Brahme bis unter die Klüfte vorgeschoben.

Während die Flüchtlinge Mann um Mann hinabstiegen, brach eine Ruderbank mit so viel Lärm, daß der Bootsmann erwachte.

Diejenigen, welche sich noch auf dem Verdeck befanden, warfen sich ungestüm ins Boot herab. Zwei, drei, stürzten ins Wasser und retteten sich, indem sie sich am Dollborde festhielten. Der Rest stand, zusammengedrängt wie die Heringe, im Boot.

Saum waren sie abgestoßen, so hörten sie die Offiziere nach vorn stürmen und vernahmen das Knacken der Revolver, deren Hähne gespannt waren.

Da und dort zuckte ein Blitz auf, Kugeln sausten durch die Luft, aber dank der Finsternis, der raschen Strömung und den so gut befestigten Booten, — sie entkamen aufs Land.

Es war fast vier Uhr morgens, als Nejer und der Göttheborger wieder in ihre alten, wohlbelannten Kojen an Bord des „Alert“ einzogen, — aber keiner von beiden schlief diese Nacht!

Nejer schien es, als habe er etwas erlebt und als sei er seine Ameritagrillen vollkommen losgeworden.

Während er unter dem Eindrucke der wechselnden Bilder, welche die Erlebnisse dieses Tages spiegelten, gegen die Köjenwand gewendet dalag, stieg ein bleiches, regelmäßiges Antlitz vor ihm auf, mit lichterem Haar und matten, runden, milchblauen Augen — man sah in dieselben hinein wie in ausdruckslosen Rauch . . . Die glühenden weißen, kleinen Zähne und das Kinn, das sich förmlich unter den Mund zurückzog.

„Ohne Zweifel war das der Blauhai!“ rief er aus.

„Gizzy Pump?“ antwortete der Göttheborger aus seiner Koje heraus. „Ja, so viel habe ich in Montreal wohl ver- nommen, daß niemand dem Pump entschlüpft, ehe derselbe ihn nicht auf drei Jahre nach Kap Horn oder in den Sklaven- handel von Guinea einaccordiert hat!“

Das Spill ging, sie wanden die Kette auf und warpten den Anker heraus, um nach Quebeck zu gehen, Gedämpft klang der Aufgesang:

„Wir ankerten dann in Portlands Bai —

Ho—i—o, hiev und hal!

Es schludt uns den Anker ein blauer Hai —

Ho—i—o, hiev und hal!

Da warpten wir alle Mann zu Haus —

Ho—i—o, hiev und hal!

Gossen Brandy und Gin mit Wasser drauf —

Ho—i—o, hiev und hal!

Das Gangspill drehte sich so galant —

Ho—i—o, hiev und hal!

Dis Rod und Gut war verfehlt als Pfand —

Hei, Hund, gib her und bezahl!

Und schließlich verschauern wir unsren Stolz —

Ho—i—o, hiev und hal!

Trachten Menschenfleisch und Ebenholz —

Ho—i—o, hiev und hal!

Und radern uns, tänzen um schmählichen Sold —

Ho—i—o, hiev und hal!

Für Jahre verdingen um blutiges Gold —

Hei, Hund, gib her und bezahl!“

Und als eines Herbstes der Alert seinen Heimatsort Frederiksbavn anlief, stand Nejer in traurigen Betrachtungen da. Die Stadt lag innerhalb der leergeblasenen, öden Schären, welche den Hafeneinlauf bildeten, — und ebenso öde und leergeblasen war Nejers Tasche.

Nicht in gutmütiger Stimmung begrüßte er die grauen, vernünftigen, kalten Klippen seines Vaterlandes. Vor drei Wochen etwa hatte er in Bremen drunten dem Steuermann sein letztes Häuflein Geld leihweise abgetreten. Der Steuermann war zu seinem Bedauern „ganz blank“!

Daß der Steuermann sich an ihn gewendet, schmeichelte Neje's Eitelkeit sehr, denn es bewies ihm, daß jener, trotzdem er ihm nun als Vorgesetzter gegenüberstand, nicht vergessen hatte, auf welchem Fuße sie sich anfänglich zu einander befunden hatten und ihn in der Stille als einen Menschen aus ebenso guter Familie, als seine eigne es war, betrachtete.

Die Sache hatte aber noch eine andre Seite! Durch diese „kleine Gefälligkeit“ gingen nämlich die Mittel für Neje's Steuermannsprüfung verloren. Er hatte diesen Rest zusammengekrickert, um die Wintermonate, während welcher der „Alert“ zur Reparatur auf dem Dock lag, frei von Arbeit daheim verbringen zu können, — und nun kam die Geldverlegenheit des Steuermanns als wahres S...pech zu all seinem andern Pech!

Ohne Geld keine Steuermannsprüfung, das war mehr als sicher . . . das heißt . . . wenn man sie nicht dennoch machte. . . Um! Jrgendwelche Arbeit tagsüber suchen und bei Nacht studieren?

Bei Nacht studieren?!

Als ob er nicht über drei Jahre an Bord vom „Alert“ überflüssig genug geschlafen und sich in seiner Koje herumgewälzt hätte!

So viel als möglich von seinen Sachen loschlagen. . . Uhr und Krabattennadel verkaufen . . . die Staatskleider auch. . .

Das Anflitz wurde fest und scharf, das Kinn schob sich vor und er pfiß durch die geschlossenen Zähne.

8.

Warum ging dieser flinke Junge denn nur immer so bleich und schläfrig herum? Da gähnte der Kerl wieder, während er zur Schultür hinaustrat. . .

„Du!“ rief der Navigationslehrer ihm plötzlich nach, „Du, Juhl, sag' mir doch einmal hier unter vier Augen . . . warum bist Du immer so dünn gekleidet?“

„Ich? Mir ist nie kalt!“

„So? Du hast doch nicht Mangel?“

Das griff an Neje's Stolz.

„Aber nein! ich habe eine vermögende Familie . . . wenn ich mich an dieselbe wenden wollte.“

„Nun, nun, mein Freund! es war ja bloß eine Frage . . . in guter Absicht!“ Er verabschiedete Neje mit einem Kopfnicken.

Der Navigationslehrer hatte da einen Jögling, der ihm Erstaunen verursachte. Derselbe konnte manchmal so fürchterlich gähnen oder auch ein Gähnen nach dem andern unterdrücken, daß man ihn wohl als trüg und ohne Interesse für die Gegenstände hätte betrachten mögen. Sobald er aber etwas nicht begriff, so stand er auf und fragte und fuhr fort zu fragen, nicht sehr laut und mit einem mißbergügigten Zug um den Nasenwinkel, aber sehr beharrlich, ohne sich um das Klichern der anderen zu kümmern, — zu fragen und den Grund zu erforschen, bis derselbe ihm ganz klar war. Es war darin ein unerfüllbares Drauslosgehen! Aber immer mehr gewann der Navigationslehrer die Ueberzeugung, daß alles, was Neje einmal in seinen Lastrum gehoben, darin sicher lag und dabei besser verpackt war, als bei irgend einem der übrigen. Es schien, als sollte dieser der beste Eleve des Jahrganges werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fieberdiät.

Bei den verschiedenen fieberhaften Krankheiten ist der Höhepunkt der Krankenpflege die zweckmäßige Ernährung. Aber so wichtig sie ist, so schwierig ist sie gerade hier. Der Kranke ist benommen, er leidet an Appetitlosigkeit, die bis zur völligen Abneigung gegen jede Speise gehen kann, und die Thätigkeit des Verdauungsapparates ist gestört, so daß bei der Reizbarkeit des Magens die Nahrungsmittel nicht nur schwer aufgenommen, sondern auch, wenn sie nicht gut verdaulich sind, nur zu einem geringen Teil ausgenutzt werden. Auf der andern Seite aber erscheinen die Schwäche des Kranken, seine Abmagerung und die Erhöhung der Körpertemperatur dringend die Unterstützung der Widerstandsfähigkeit gegen die Krankheitsgifte durch eine ausreichende, leicht verdauliche Kost.

Im allgemeinen ist von der Nahrung, die den Fiebernden zu verabreichen ist, zu sagen, daß sie die drei Nährstoffarten, Eiweiß, stärkemehlhaltige Stoffe und Fett, enthalten, fein zerteilt, nur schwach gewürzt und reich an Flüssigkeit sein soll. Alle diese Erfordernisse erfüllt in vorzüglicher Weise die Milch. Daher muß die Milch, wenn irgend möglich, die Hauptnahrung der Fiebernden bilden. Schon ein einziges Liter Milch enthält 35 Gramm Eiweiß, 35 Gramm Fett und 45 Gramm Zucker. Aber die Verabreichung der Milch muß in bestimmter geregelter Weise geschehen. Zunächst sei bemerkt, daß die Milch gut gelocht und in einem bedeckten Gefäß auf Eis gehalten werden muß. Sodann ist, da die Kranken erst an den größeren Milchgenuß gewöhnt werden müssen, nur mit einer kleinen Menge zu beginnen, die ganz allmählich gesteigert wird. Zu den ersten Tagen genügt ein halbes Liter Milch für den Tag. Man reicht davon dem Fiebernden in etwa zweistündigen Pausen ein Weinglas voll. Dieses Weinglas Milch ist dann aber nicht in einem Zug hinabzuschlucken, sondern nur ganz langsam, in Absätzen zu trinken. Am zweiten oder dritten Tag erhöht man die Milchmenge der Einzelportion auf ein halbes Trinkglas und kann vom vierten oder fünften Tage zu Einzelportionen von einem ganzen Trinkglas übergehen. Immer aber hat der Kranke die Milch nur schlußweise zu sich zu nehmen. Zur Leerung eines ganzen Trinkglases hat er deshalb $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde zu gebrauchen. Wie die Einzelportionen vergrößert, so werden Schritt für Schritt die Zwischenpausen verkürzt. Hat man in den ersten Tagen zweistündliche Pausen eingehalten, so reicht man die Milch später anderthalbstündlich und endlich stündlich dar. So wird man dahin kommen, daß der Fiebernde am vierten oder fünften Tage zwei Liter Milch zu sich nimmt.

In manchen Fällen ist aber den Kranken der Geschmack der Milch widerlich. Man muß sich unter diesen Umständen dadurch zu helfen suchen, daß man der Milch Zusätze beifügt. Hierzu kann man Kaffee oder Thee, je nach der Vorliebe des Kranken, verwenden, die etwa ein Viertel der Gesamtflüssigkeit ausmachen können, oder man kann auch in einem halben Liter Milch einen Theelöffel Kakao mitkochen. Ferner läßt sich die Milch mit Baldrianthee oder Pfefferminzthee zu gleichen Teilen versetzen. Desgleichen verbessert Cognac den Geschmack der Milch bedeutend. Man kann hiervon, je nachdem es dem Kranken zusagt, zehn Tropfen bis zu einem Theelöffel zu einer Tasse Milch nehmen.

Dort, wo nicht mindestens zwei Liter Milch vertragen werden, empfiehlt es sich, die Milch durch den Zusatz von Milchzucker noch nahrhafter zu machen. Der Milchzucker wird in einer kleinen Menge Wasser aufgelocht und die Lösung dann der Milch zugesetzt. Anfänglich ist ein Zusatz von 50 Gramm Milchzucker zu 1 Liter Milch zu verwenden. Stellen sich mehrere Tage hindurch keine störenden Erscheinungen ein, so kann man den Milchzuckerzusatz auf 75 und endlich auf 100 Gramm für das Liter Milch steigern.

Es wurde bereits erwähnt, daß in den ersten Tagen dem Kranken nicht mehr als ein halbes Liter Milch zu verabreichen ist. Diese Menge vermag aber den Nahrungsbedarf nicht zu decken. Sie muß daher in dieser Zeit ergänzt werden durch eine Suppe. Sehr gute Dienste leistet eine Hafermehl-Suppe, von der ebenfalls ein halbes Liter für den Tag zu geben ist. Als erfrischendes Getränk ist am meisten geeignet Citronenlimonade, die in der gleichen Menge über den Tag verteilt zu verabreichen ist.

Zu den Fällen, in welchen überhaupt keine Milch von den Kranken angenommen wird, sind als Ersatz in erster Linie Suppen heranzuziehen. Auf die Hafermehlsuppe wurde schon hingewiesen. Man bereitet sie so, daß man in einem halben Liter Wasser 1—2 Theelöffel Hafermehl auflöst. Ein schwacher Zusatz von Salz und Fleischextrakt macht die Suppe schmackhafter. Anfänglich soll der Fiebernde die Suppe ohne eine nährkräftigere Zubereitung zu sich nehmen. Später kann man ihr Eigelb oder eines der bekannten Nährpräparate zufügen. Zu einer Portion Suppe genügt es, einen Theelöffel von Autose oder Somatose oder Eucasin oder Fleischpepton einzuzubringen. Für die Hafermehlsuppe können auch Suppen aus Reismehl, Erbsemehl oder Bohnenmehl benutzt werden. Es ist außerdem empfehlenswert, um die Eintönigkeit in der Ernährung zu vermeiden, mit den genannten Suppen abzuwechseln. Was von der Milch gilt, gilt übrigens auch von den Suppen und ihrer Verabreichung. Denn auch sie sollen von dem Kranken nur ganz langsam und abwechselnd verzehrt werden.

Mögen nun aber auch diese Suppen durch Zusätze nährkräftiger gestaltet werden, so werden sie doch immer nur höchstens den halben Nährwert der gleichen Menge Milch erreichen. Aus diesem Grunde muß der Fehlbetrag, der sich bei den Mehlsuppen als Hauptnahrungsmittel ergibt, noch durch anderweitige Nahrungszufuhr gedeckt werden. Als solche Ergänzungsmittel der Mehlsuppen sind die Obstsuppen zu nennen, die zwar nur wenig nahrhaft sind, dafür aber von besonders erfrischender Wirkung. Man kann sie aus Äpfeln, Pflaumen, Kirschen oder einem Beerenobst herstellen. Man löst 1 Liter der betreffenden Obstsorte in $\frac{1}{4}$ Liter Wasser auf, schlägt den Brei durch, verläßt und würtzt ihn, löst ihn mit Stärkemehl auf und fügt etwas Zitronensaft hinzu. Ist man gezwungen, getrocknetes Obst zu verwenden, so muß dieses erst ungefähr 12 Stunden in Wasser aufgeweicht werden.

Von den Eiern wurde bereits bemerkt, daß sie zur Erhöhung der Nährkraft der Mehlsuppen gebraucht werden können. Ebenso kann man das Eigelb in eine Tasse Bouillon einrühren. Die Bouillon an sich

besitzt nur einen ganz geringen Nährwert. Dagegen übt sie auf die Herzthätigkeit und das Nervensystem eine anregende Wirkung aus. An Stelle des Eigelbs kann man der Abwechslung halber auch einen Theelöffel der oben genannten Nährpräparate in der Bouillon auflösen. Die Verwendung des Eiweißes in der Bouillon ist nur aus dem Grunde nicht rätlich, weil dann die Fleischbrühe vielen Kranken widersteht. Ferner kann man das Eigelb in Wein oder Cognac einquirlen, in welcher Form es den Kranken gewöhnlich angenehm ist. Auch allein kann man das Ei dem Fiebernden verabreichen. Es muß dann halbweich gekocht sein. Man giebt es dem Kranken am besten löffelweise, soll ihm aber nicht mehr aufdrängen, als er von selbst zu nehmen geneigt ist.

Dort, wo die Milchdiät nicht durchführbar und auch die Suppenernährung mit Schwierigkeiten verknüpft ist, ist auch das Fleisch als Ergänzungsmittel zu verwenden. Am meisten eignet sich das weiße Fleisch junger Tiere, aber auch das Rindfleisch ist brauchbar. Das Fleisch ist auf das feinste zu schaben und in einzelnen kleinen Portionen dem Kranken darzubieten. Mehr wie hundert Gramm soll jedoch die Gesamtmenge für den ganzen Tag nicht betragen.

Von Gebäden ist für den Fiebernden am empfehlenswertesten gerösteter Zwieback, der in einer Flüssigkeit aufgeweicht wird. Brot und Kuchen sind, da sie ein kräftiges Durchkauen erfordern, nicht angebracht.

Ein vortreffliches Kräftigungsmittel für die Kranken ist weiterhin Zucker, der wegen seiner Konzentriertheit der in ihm enthaltenen Nährstoffe den Nährpräparaten an die Seite zu stellen ist. Drei Stück Würfelzucker oder eineinhalb Theelöffel Pulverzucker haben fast den gleichen Nährwert wie ein Ei. Zudem wird der Zucker wegen seiner leichten Löslichkeit auch von dem in seiner Verdauungsthätigkeit gestörten Magen sehr schnell aufgesaugt und im Körper so gut wie völlig verwertet. Daher ist es empfehlenswert, alle Speisen und Getränke, bei denen es angängig ist, wie die Milch, die Mehl- und Obstsuppen, Kaffee, Thee, den Wein, Kognak und die Limonaden reichlich mit Zucker zu versüßen, da sich auf diese Weise ihre Nährkraft leicht und wesentlich steigern läßt. Dagegen kann der Zucker nicht durch einen künstlichen Süßstoff, wie Saccharin, ersetzt werden, da dieses durchaus keinen Nährwert besitzt.

Gemüse sind im allgemeinen für die Fiebernden zu vermeiden, weil sie nur ganz wenig Nährstoffe aufweisen und nicht besonders verdaulich sind. Wenn es sich aber bei der Milchverweigerung und der sonstigen mangelhaften Ernährung darum handelt, den Kranken auf jede nur mögliche Weise mit Nahrungsmitteln zu versorgen, so kann mit kleinen Portionen von Kartoffelbrei ein Versuch gemacht werden.

Von den Getränken wurde bereits die Zitronenlimonade erwähnt. Derselben schließt sich in ihrer erfrischenden Eigenschaft die Himbeerlimonade an. Als Frühgetränke sind zu verwenden Kaffee, Thee und Kalao mit Milch und Zucker. Doch sollen die Aufgüsse vom Kaffee und Thee für gewöhnlich nur schwach sein. Unter den alkoholischen Getränken leisten namentlich die Südwine, wie Sherry, Madeira und Portwein, sowie Ungarwein, Vorbeaug, gehaltreiche Rheinweine und Cognac den Fiebernden gute Dienste, da der Alkohol sowohl durch seine Verbrennung der Gewebszersehung entgegenarbeitet, als auch das Herz und die Nerven anregt. Durch den Zusatz von Zucker gewinnen, wie schon dargelegt, die alkoholischen Getränke auch einen beachtenswerten Gehalt an Nährstoffen. Ueber eine halbe Flasche Wein für den Tag ist zumeist nicht hinauszugehen. Vom Cognac soll dem Kranken nicht mehr als ein Weinglas voll im Tageslaufe in kleinen Portionen dargeboten werden. Endlich kann den Fiebernden, wenn sie danach verlangen, auch Bier dargereicht werden, wobei die Art des Bieres keinen großen Unterschied ausmacht.

Eine zweckmäßige Diät versorgt nicht nur den Körper der Fiebernden mit den unentbehrlichen Nahrungstoffen und verhütet den gefährlichen Kräfteverfall, sondern sie befähigt zugleich auch die Körpergewebe, der Angriffe der Krankheitsgifte leichter Herr zu werden und sie schneller zu überwinden. Alle Sorgfalt dabei, die auf die Diät verwandt wird, wird die Schwere der Erkrankung beträchtlich abschwächen und den Kranken um so rascher der Genesung entgegenzuführen.

Theo Seelmann.

Kleines Feuilleton.

— Das Nackte und die Scham bei den Ainos und Japanern. Die „Anschau“ citiert folgende Episode aus einem Artikel von G. Baetz in der „Zeitschr. f. Ethnol.“, der sich mit den Menschenrassen Ostasiens beschäftigt: Wie weit die Scham der Ainos-Frauen vor der Entblößung geht, habe ich einst in sehr charakteristischer Weise erfahren. Ich kam in eine Missionschule, in der Ainos-Kinder unterrichtet wurden; dort sah ich ein Mädchen, das auf einem Bein hinkte und einen schmerzhaften Wundel hatte, also offenbar an Wirbelentzündung litt. Ich wurde gefragt, ob man da etwas thun könne; natürlich sagte ich, erst müßte ich das Mädchen untersuchen. Darauf erklärte daselbe, das bereits 7 Jahre in der Missionschule war, lieber würde es sterben, ehe es seinen Rücken einem Manne, auch wenn er Arzt sei, zeigen würde. Diese übertriebene Angst vor Entblößung ist um so auf-

fallenber, als sie zur japanischen Auffassung in schroffem Gegensatz steht, denn in Japan gilt die Nacktheit an und für sich durchaus nicht als manständig. Aber allerdings wenn die Japanerin Kleider trägt, so thut sie es, um den Körper zu verhüllen, und das eigentümlichste japanische Kleidungsstück, der bekannte Obi (Obi) hat den Zweck, die weiblichen Formen unsichtbar zu machen, indem er die Taille ausgleicht, und der große Lappen, der hinten herunterhängt, hat ebenfalls einen verhüllenden Zweck. In Ost-Asien findet man überall, nicht bloß bei den Japanern, sondern auch bei den Chinesen, eine Kleidung, welche die Körperform verhüllt und verdeckt; ein „Zurfschautragen der weiblichen Geschlechtsabzeichen“, um einen schopenhauerischen Ausdruck zu gebrauchen, widerstrebt allen dortigen Anschauungen. In der That hat mir einmal ein vornehmer Chinese, der lange Zeit in Europa war, gesagt: „Ich habe allmählich eure Auffassungen verstehen gelernt; aber in die Stöße meiner Landsleute zu Hause wird es niemals hineingehen, daß ein Wesen, welches die Kleider benutzt, nicht um die weiblichen Formen zu verhüllen, sondern um sie zu zeigen und sozusagen dem Blick eines jeden Mannes auf der Straße preiszugeben, auch nur eine Spur von Schamhaftigkeit haben könne.“ Dies ist auch einer der Gründe für die besondere Abneigung gegen die weiblichen Missionare. —

Archäologisches.

k. Die Ergebnisse der Ausgrabungen von Knossos. Ueber die Ausgrabungen von Knossos, die der englische Archäologe Evans im Laufe des letzten Winters auf Kreta vorgenommen hatte, sind bereits eine Reihe von einzelnen Mitteilungen bekannt geworden. Jetzt veröffentlicht Evans selbst im „Journal of hellenic studies“ einen unfassenden Bericht über seine Arbeiten, der durch Abbildungen erläutert wird, die den künstlerischen Wert der Funde erkennen lassen. Auf Grund dieser Veröffentlichungen hat der französische Archäologe Salomon Reinach in der „Chronique des arts“ eine Studie erscheinen lassen, in der er die wichtigen Ergebnisse dieser Ausgrabungen zusammenfaßt. Die neuen Entdeckungen haben ganz unerwartete Enthüllungen gebracht, die alle Vorstellungen, die man sich bisher über die Entwicklung der hellenischen Civilisation gemacht hatte, über den Haufen werfen. Die aus Tageslicht geförderten Dokumente erweisen, daß vierzehnhundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung bei den Griechen eine Kunst blühte, die der des sechsten und sechsten Jahrhunderts weit überlegen war, die mit der ägyptischen Kunst verwandt, jedoch weit individueller, ausdrucksfähiger und kraftvoller als diese war. Am bemerkenswertesten sind Reinachs Ausführungen über die zahlreichen Fragmente von Malereien, die von äußerster Wichtigkeit sind. Man konnte bereits durch die Ausgrabungen von Mykene und Tirynth einige mykenische Malereien; aber alles, was man bis jetzt besaß, ist nichts im Vergleich mit dem, was die Ausgrabungen von Knossos gebracht haben; es sind Gemälde mit Figuren von Lebensgröße, Landschaften und Genremotiven, von denen man glauben könnte, daß sie gestern entstanden wären. Unter den Figurenbildern ist eins der vollkommensten und besterhaltenen ein Porträt eines jungen Mannes, im Profil gesehen, mit regelmäßigen Gesichtszügen, schwarzen Augen und schwarzen gelodten Haaren. Sein Körper, der über den Hüften sehr dünn ist, ist mit einem Rock bis zu den Knien bedeckt, der von einem mit Rosetten und Spiralen geschmückten Metallgürtel an der Taille sehr eng gegürtet ist. Die Wiedergabe des Auges im Profil, sagt Evans, die Modellierung des Gesichts und der Glieder zeigen eine künstlerische Vollendung, die das historische Griechenland erst acht oder neun Jahrhunderte später, im fünften Jahrhundert wiedererlangt hat. Die Figur wird überdies noch durch eine Anzahl feltener Juwelen gekennzeichnet; sie trägt ein silbernes Halsband, Ohrringe und Ohrgehänge aus Metall. Ueber raschend ist auch die Genremalerei. Es ist ein langer Fries von kleinen Figuren, deren Konturen, sowohl die äußeren wie die inneren, schwarze Linien sind, die mit einer außerordentlichen Feinheit gezogen sind; das Malverfahren ist sehr summarisch und erinnert an den pompejanischen „Impressionismus“. Die Farbengebung der Fleischöne ist wie in den andren Fresken von Knossos konventionell: die Frauen sind weiß, die Männer braunrot. Das behandelte Motiv ist noch bemerkenswerter als die Ausführung. Man sieht Hofdamen, die mit glänzenden Toiletten bekleidet sind, während ihre frisiertten Haare in langen Locken auf die Schultern und den Rücken herabfallen. Sie tragen ungeheure Keulenärmel, die durch ein schmales Band verbunden sind; davon abgesehen, sind sie bis zum Ansatz der Röde nackt, sofern man nicht annehmen will, daß sie Busenschleier von einem durchscheinenden und ganz feinen Stoffe getragen haben. Ihre Taillen sind außerordentlich dünn, und ihre Röde mit Volants, die mit gestickten Streifen geschmückt sind, sind noch hinten zurückgeworfen, wie ungeheure „Dornäpfel“. Diese Damen sitzen in lebhafter Unterhaltung, die sich durch ausdrucksvolles Gestikulieren verrät, auf Balkonen. In einem andren Bilde sehen drei Frauen durch ein Fenster, wieder in einem andren erheben zwei Reihen Frauen den linken Arm, wie um ihren Herren zu grüßen. Augenscheinlich sind diese „Hofdamen“ Zussassen des königlichen Harems, dieses Harems des Minotaurus, dem Athen jedes Jahr sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen liefern mußte. —

Aus dem Tierleben.

— Der Birol. S. Krohn schreibt in der Wochenschrift „Merthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff): Viel, zuweilen drei Wochen,

früher als der Kuckuck und seltener vor Ablauf der ersten Hälfte des Monats Mai trifft bei uns ein Vogel ein, der dann sofort seinen Ruf durch den Wald erschallen läßt, kaum so weit vernehmbar, wie der des Genannten, aber doch so volltönend und eigenartig, daß er stets die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich lenken muß und fast so freudig begrüßt wird wie die erste Kundgebung des Kuckucks. Es ist der Pirol, der dann eingezogen ist. Geru lauscht der Besucher des Waldes den drei- bis vierstübigen Stropfen, denen man die mannigfaltigsten Deutungen gegeben hat, von welchen hier nur eine, nämlich „Vogel Bülow“ genannt sein mag, noch lieber aber sähe er den Säger selbst einmal, ein Wunsch, dem freilich häufig genug die Erfüllung verjagt ist.

Der Pirol (*Oriolus galbula*), nach der Zeit seiner Ankunft auch Pfingstvogel, nach seinem Kleide häufig Golddrossel genannt, ist ein echter Baumvogel. Nur selten läßt er sich in niedriges Gebüsch, viel weniger noch auf die Erde herab. Sein Reich liegt in den Baumkronen, in deren dichten Verlaubung er nicht allein Nahrung, sondern gewissermaßen auch Schutz zu finden und den Nachteil auszugleichen sucht, den die Natur durch Verleihung eines wirklich herrlich ausgestatteten Kleides über ihn verhängt hat.

Sein prächtiges, orangengelbes Gefieder, von welchem sich die schwarzen Flügel und der ebenso gefärbte Schwanz scharf und doch harmonisch abheben, würde ihm im „Freien“, d. h. etwa auf offenem Felde, leicht zum Verräter werden und wohl gar zu häufig das Auge der vielen Feinde, welche nun einmal einem staars- bis drosselgroßen und an sich recht wehrlosen Vogel naturgemäß in verderbenbringender Weise gegenüberstellen, auf sich lenken. Es darf also sein Aussehen erregendes Kleid gewiß mit Recht als die Hauptursache seiner der Verborgenheit gewöhnten Lebensweise angesehen werden. Im Geäst selbst, zwischen Zweigen und Blättern, spielt der Pirol dagegen keineswegs den Einflieger. Hier ist er in unablässiger Bewegung, unslät und flüchtig, als würde er fortwährend getrieben, aber auch zänktisch und kampflustig, als müßte er immer angreifen. Kaum hat er den einen Baum aufgesucht, so vernimmt man seinen Ruf schon wieder aus einem andern. Was ihn in den Weg kommt, ob seinesgleichen oder andre kleine Vögel, wird ohne weiteres angegriffen und in die Flucht gedrängt, und die, wenn auch nur ziemlich mittelmäßige Nachahmung seines Rufes erregt ihn in so hohem Maße und macht ihn seine Scheu vor dem Menschen so vergessen, daß er, einen Rivalen im Revier wählend, oft aus der Ferne herbeizuloden ist und zu längerer Begleitung veranlaßt werden kann.

Daß ein so lebhafter Vogel vieler Nahrung bedarf, leuchtet ein. Käfer und Schmetterlinge, auch andre Insekten sowie deren Larven und Raupen liefern hierfür die Hauptmenge während der ersten Zeit seines Hierseins. Später wendet er sich mit Vorliebe den Beeren zu; besonders den Kirschen stellt er leidenschaftlich nach. Unter diesen vermag er stark aufzuräumen, democh aber nicht in so schädlicher Weise, wie zeitweilig der dem Kern nachgehende Kernbeißer, da er sich mit dem Fleische der Frucht begnügt und an diesem sich viel schneller sättigt, als der andre an dem weit kleineren Kern. Behende und schmeid in seiner Erscheinung, vollzieht der Vogel auch seinen Nestbau mit besonderer Kunstfertigkeit und Pierlichkeit. Ein Pirolnest zählt zu den schönsten Gebilden, welche Vögel als Wohnung herzustellen vermögen. Oft ist es dreißig Fuß und mehr vom Boden entfernt auf einem Astme angebracht, zuweilen aber auch so niedrig stehend, daß es mit ausgestrecktem Arm zu erreichen ist. Vielfach wühlt der Vogel überhängendes Geäst, fast immer aber eine Gabel für die Anbringung der Wiege seiner Jungen. Wieglame Palme und andre noch nicht ganz ausgehörte Pflanzenteile verschlingt und verwebt er so kunstvoll in einander und um die Zwieselung, daß ein tiefer, fast beutelförmiger Kasten entsteht, der mit weichen Stoffen: Wolle, Haaren, Federn usw. dicht ausgekleidet wird. Die Eier, fast immer 4 oder 5 an der Zahl, sind weiß mit größeren, tief dunkelbraunen Punkten.

Als empfindliches Wesen beschränkt der Pirol, der einzige hiesige Vertreter einer reichen Anzahl tropischer Artverwandten, bei uns, wie überhaupt in Europa, seinen Aufenthalt auf sehr kurze Zeit, mehr fast als irgend ein anderer Zugvogel. Schon im August verläßt er unsre Gegenden, um nach dem Süden zu ziehen. Es läßt sich nicht sicher feststellen, ob es die Witterung oder Nahrungsmangel ist, was seine Abreise beschleunigt. Wahrscheinlich ist die erstere anschlagegebend und sind zumal kältere Nächte ihm zuwider, auf welches auch schon seine Verbreitung hinweist. Die letztere umfaßt die Laub- und gemischten Wälder des gemäßigten Europas, wenigstens des Flachlandes. In diesem fehlt er selten, kommt aber, da er ein größeres Brutgebiet beansprucht, in besonderer Häufigkeit nirgends vor. In Schleswig-Holstein ist er, d. h. mindestens die bewaldete Ostküste hinauf, überall anzutreffen, doch überschreitet er die Nordgrenze nicht und wird daher in Dänemark nur ganz ausnahmsweise bemerkt.

Humoristisches.

— Im Eifer. A.: „Na, funktioniert die neue Schreibmaschine gut?“
 B. (wütend): „Kaput ist sie; gestern hatte ich einen Mahnbrief zu schreiben, und da habe ich mich so aufgeregt, daß ich die ganzen Tasten entzwei geschlagen habe!“

— Netze Aussicht. Bräutigam: „Was bewahrt Deine Mutter eigentlich so geheimnisvoll in jenem Schranke auf?“

Bräut: „Das sind die Phonographenwalzen ihrer Gardinenpredigten, die bekomme ich mit in die Ehe.“

(„Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Die bekannte Jbsen-Schauspielerin des Kopenhagener Nationaltheaters Frau Hennings wird mit einer dänischen Gesellschaft Ende Oktober im Berliner Residenz-Theater eine Reihe von Jbsen-Vorstellungen geben und besonders „Nora“ und „Die Wildente“ spielen.

— Im „Bunten Brett“ am Alexanderplatz werden während des Winters monatlich ein bis zweimal unter der Leitung von Otto Floeder-Edardt Sondervorstellungen veranstaltet werden, in denen ein- und mehraktige Werke von literarischem Werte, die zunächst einem kleinen Kreise von Beurteilern vorgeführt werden sollen oder die Censur noch nicht passiert haben, zur Aufführung gelangen. Die erste dieser Sondervorstellungen wird Mitte dieses Monats stattfinden und unter andern zwei literarische Parodien, nämlich „Bibamus“ von Otto Erich Hartleben und „Der Veterinärarzt“ von Hanns v. Gumppenberg zur Darstellung bringen.

— Theateragenten. Die Schauspielerin Irene Friesch war von einem Frankfurter Theateragenten auf Zahlung von 5000 M. Schadenersatz verklagt worden. Fräulein Friesch hatte entgegen ihrem Abkommen, wonach der Kläger allein ihr ein Engagement verschaffen sollte, ihr derzeitiges Berliner Engagement durch einen andern Agenten vermitteln lassen. Nachdem ein Vergleich zu stande gekommen, sprach das Landgericht zu Frankfurt a. M. dem Kläger 3000 M. zu, wogegen dasselbe sich verpflichtete, den in seinem Besitz befindlichen Briefwechsel an die Künstlerin auszuliefern.

— Der Budapest Stadtrat hat das Ansuchen Holzogens und Vierbaums um Ueberlassung der Redoute für zehn Vorstellungen abgewiesen mit der Begründung, daß er nicht geneigt ist, die Ueberbrettel-Nichtung der Kunst zu fördern.

— Die Errichtung eines polnischen Arbeitertheaters mit monatlich einer bis sechs Aufführungen polnischer Theaterstücke wird von polnischer Seite in Königshütte beabsichtigt; das Theater ist als Gegengewicht gegen das staatlich subventionierte Oberschlesische Volks-Theater gedacht.

— Max Oberleithners Oper „Ghitana“, Text von Johann Wildenradt, erzielte bei der Erstaufführung im Kölner Stadttheater einen starken Erfolg.

— Im Kunstgewerbe-Museum werden auch in diesem Winter öffentlich und unentgeltlich Vorträge gehalten werden. Es lesen: an den Dienstagen (vom 8. Oktober an) Dr. Puer über: „Die Kunst in der Tischlerei“; an den Donnerstagen (vom 10. Oktober an) Prof. Dr. A. G. Meher über: „Die neulassischen Stilarten bis zum Tode Schinkels“; an den Freitagen (vom 11. Oktober an) Dr. Schubring über: „Das Grab in alter und neuer Zeit.“ Alle Vorträge beginnen abends um 8 1/2 Uhr.

— Von Max Klinger sind gegenwärtig zwei neue Bildwerke in einem Dresdener Kunstsalon ausgestellt. Das eine ist ein überlebensgroßer „sterbender Athlet“, das zweite ein jugendlich-herber weiblicher Kopf.

t. Eine Expedition nach den Hawaii-Inseln wurde vor einigen Monaten von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Zweck der Erforschung des Fischreichthums der Inseln ausgesandt. Nach den jetzt eingetroffenen Berichten haben die Fischer über 3000 Fischarten gesammelt, von denen viele noch ganz unbekannt gewesen sind.

— Der Honigertrag der Schweiz wird in günstigen Jahren auf 37 500 Doppelcentner berechnet, ein Quantum, das 375 Bahnwagen füllen würde. Der Wert dieser süßen Frucht beträgt, zum Engros-Preise berechnet, über sechs Millionen Franken.

t. Eine genaue Messung der Meereswellen hat der englische Hydrograph Professor Shield erreicht, und zwar auf Grund eines neuen Verfahrens, das die Bestimmung aller Eigenschaften einer Welle (Höhe, Breite, Länge und Geschwindigkeit) gestattet. Es sind mit dieser technisch sehr vollkommen erdachten Aenerung Versuche während der letzten großen Aquinotialflut in dem schottischen Hafen Petthead gemacht worden. Die Meereswogen erreichten eine mittlere Höhe von 14 Metern und folgten in Zeitabständen von 13—17 Sekunden aufeinander. Die mittlere Breite an der Basis wurde auf 5,40 Meter bestimmt, die Geschwindigkeit auf 16 Kilometer pro Stunde. Die größte Länge der Wogen betrug 210 Meter. Nach dem gleichen Verfahren hat Professor Shield berechnet, daß bei starkem Seegang die Wellen des Atlantischen Ozeans bis zu 20 Meter Höhe und 800 Meter Länge erreichen können, während ihre Geschwindigkeit oftmals 18 Meter in der Sekunde (65 Kilometer stündlich) überschreitet.

— Dieser Tage wird in Rheinau (Baden) der höchste Schornstein Deutschlands vollendet. Die chemische Fabrik „Rhénania“ hat ihn erbauen lassen, um die Landwirtschaft schädlichen Gase abzuleiten. Die Höhe beträgt 122 Meter.